

J U G E N D

NR. 49

MÜNCHEN 1956
PREIS 60 PFENNIG



DIE VERSUCHUNG

Erzählung von Gert Lynck

Der Riedende, der im Gasthof „Zur guten Leifft“ eingekrochen war, hatte die Illustrierte liegen gelassen. Der Wirt holte die Zeitung herbei, legte sich an den Tisch und begann zu blättern. Mittendrin sah er, rückte die Brille, und hielt das Blatt vor die Nase. „Ja, was ist denn das!“, rief er. „Uluna, da schau her, das ist doch der Röder Hans!“

Die Wirtin kam aus der Küche herein, trocknete die Hände an der Schürze und erging sich das Blatt. „Hast recht“, sagte sie, „das ist der Hans, wie er lebt und lebt!“ Und sie las die Unterschrift laut: „Der Bergführer Johannes Röder reitete unter eigener Lebensfahrt zwei Studenten, die sich versteigern hatten, das Leben.“

„Das freut mich für'n Hans“, sagte der Wirt. „Der wird Augen machen, wenn er sich abgelöst hat. Meinst, daß er Heim ist?“

„Ich mein's schon“, sagte das Weib, „meiner Wissens hat er heute keine Leute gehabt.“

„Dann gib her“, sagte er, nahm seiner Frau das Blatt aus der Hand, stülpte den Hut auf und hielt davon.

Im Röder-Amesken, das abseits vom Orte liegt, schlängelte der Hund am, und als die Gartentür knarrte, krochste die Hahn auf dem Dunghaufen. Der alte Röder trat aus dem Schuppen.

Der Wirt bot die Zeit. „Ist der Hans daheim?“, fragte er.

„Geh nur hinein“, sagte der Alte, „der Hans ist drinnen.“

Und der Wirt ging hinein. Der Hans saß auf der Bank und steckte schnell einen Brief in die Hosentasche.

„Söhr ich?“, fragte der Wirt.

„Das nicht“, sagte Hans, „aber was führt dich her?“

„Ich dachte, daß dich dieses hier interessieren wird!“ Der Wirt zog die Illustrierte herover, schlug sie auf und legte sie auf den Tisch.

Hans wollte seinen Augen nicht trauen. „Da hört sich doch alles auf!“, sagte er betroffen. „Kannst du die vorstellen, Wirt, wie mein Bild in die Zeitung gelangte?“

„Sehr einfach“, sagte dieser, „jemand hat es halt eingeschickt!“

„Was du nicht sagst! Jemand hat es halt

eingeschickt! Diese Weisheit kann ich mir selber vom Hosenoden abwünschen!“

„Na also!“, sagte der Wirt, „dann frag' nicht so dummi.“

Hans lenkte ein. „Entschuldige“, sagte er, „aber der heutige Tag hat's in sich. Alles hat's auf mich abgesehen! Ich weiß kaum mehr, wo mich der Kopf steht. Erst kam der Postbote und sprach von einem Ehrenabend, den die Gemeinde mir geben will. Dann kam der Postbote mit einem Einschreiber, und nun kommt auch du noch daher mit diesem Blatte. Du ahnst nicht, Wirt, wie peinlich mir all das ist. Dass man so viel Aufsehen braucht, wäre nicht nötig gewesen. Jeder andre Bergführer hätte dasselbe gesagt.“

Der Wirt schüttelte den Kopf. „Das glaub' ich nicht“, sagte er. „Und du brauchst wirklich nicht so übertrieben bescheiden zu sein! Was steht denn eigentlich in dem Einschreiber, von dem du sprachst?“

„So fragt man die Bauern aus“, entgegnete Hans, „aber jedenfalls dank' ich dir schön, daß du eigens gekommen bist! Kann ich das Blatt behalten?“

„Leider nicht“, sagte der Wirt, „ich brauch' es für meine Gäste.“ Und er steckte es wieder ein, klopfte dem Hans auf die Schulter und ging seiner Wege.

Hans stopfte sich eine Pfeife und brannte sie an. Dann holte er wieder den Brief hervor. Jetzt verließ er auch, dachte er, wie die Namie zu meinem Bild kam. Und er las den Brief nochmals:

„Lieber Hans!“

Fünf Jahre bin ich nun fort von der Heimat. Das Heimweh hat mich hier, wo es keine Berge gibt, viel geplagt. Und nicht bloß das Heimweh! Auch an Dich, Hans, habe ich viel zu jährlingen unter dem alten Aboretus tostet! Ich habe das mir versiegeln. Du hast mich damals vor der Heimat mit dem Fremden gewarnt, und Du hast recht behalten. Aber das gehört nicht hier her.“

Mein Mann ist vor einem Jahre gestorben. Unsere Ehe ist kinderlos geblieben.

Ich führe nun das Geschäft allein weiter.

Auf der Bank habe ich 12 000 Mark. Das Warenlager ist das Doppelte wert. Auch das Haus gehört mir. Seit meinen Eltern hier leben, ist es nicht mehr so einsam für mich. Trotzdem macht mir das große Gesicht keine Freude. Es fehlt ein Mann im Hause. Als alleinstehende Frau kann ich es nicht mehr schaffen. Meine Eltern sind schon zu alt, um noch richtig mit zuzugreifen.“

Kürzlich sah ich Dein Bild, Hans. Ich habe es mir ausgeschnitten. Du bist ja nun ein bekannter Bergführer geworden! Ein Landsmann, der hier als Rekruit dient, suchte mich auf und erzählte mir viel Gutes von Dir, und daß Du immer noch ledig bist.

So will ich denn anfragen, lieber Hans, ob Du Lust hast, mich zu besuchen. Wenn es Dir hier gefallen sollte, so kannst Du sie immer dableiben. Anbei 100 Mark für die Reise. Mit herzlichen Grüßen Deine Jugendfreundin

Nannie.“

Hans ging mit dem Brief und dem Hundertmarkchein in die Küche, wo die Matze am Herd hantierte.

„Das hat vorhin der Postbote gebracht, Matze“, sagte er, „lies mal und sag, wie du darüber denkst.“

Die Röderin griff zuerst nach dem Schein und hielt ihn gegen das Licht. „Der ist echt“, sagte sie erstaunt. Dann nahm sie den Brief zur Hand und sah nach der Unterschrift. „Meiner Tochter!“, rief sie, „von der Nannie!“ Und sie begann hastig zu lesen, und als sie zu Ende war, begann sie wieder von vorne. Ihre Lippen bewegten sich mit, und die Fäden aus ihrer Stirn spielten durcheinander, wie immer, wenn ihr Gemüt sich eregte. „Wer hätte das gedacht“, sagte sie. „Wer bist ja ein Glückspilz, Bob! Natürlich färbst hin! Wie ich mich freue!“ Sie öffnete das Fenster. „Xaver“ rief sie, „komme schnell mal her, der Hans hat einen Brief gekriegt!“

„Hoffentlich steht was Bescheites drin“, sagte der alte Röder und kam zum Fenster.

„Du wirst staunen, Vater“, sagte Hans, „da lies.“

Hinterücks zischte es. „Jessas, die Milch!“, rief die Röderin und eilte zum Herd.



Ammersee

Arthur Huber

Der alte Röder las den Brief bedächtig und brauchte lang, bis er fertig war. Den Hunderter sah er kaum an. Er gab den Brief und Schein zurück und zuckte die Achseln. „Das mußt selbst am besten wissen, Hans“, sagte er, „wie du dich da verhältst. Ich will dir nicht zusagen und nicht abreden. War eine saubere Person damals, die Nannie. So eine Gelegenheit, in ein geheimes Geschäft einzubeziehen, wird nicht jedem geboten. Überleg dir die Sache reiflich!“

Er haupte sich eine Peise auf den Handrücken, bog sie ins Nassenloch und ging wieder zum Schuppen.

„Hast recht, Vater“, rief Hans hantcher, „das werd' ich mir sehr überlegen!“

In diesem Tage hatte die Röderin so viel zu befreien, wie schon lange nicht mehr. Sie mußte zur Kramerei und zur Störmühlen. Sie ließ sich von der Frau des Gemeindedieners den Roman, den diese aus der Zeitung geschnitten hatte. Sie brachte Stiebel zum Schuster. Und die Röderin, die auf ihren Hans nicht wenig stolz war, machte ganz im Vertrauen so viele Andeutungen, daß bis zum Abend das gesamte Über der Brief von der Nannie Bescheid wußte.

Als der Hans nach dem Angelus-Läuten zum Bader kam, um sich das Haar schneiden zu lassen, erschäfte er zu seinem Verdruß, daß die Mutter gerätscht hatte.

„Du bist ja nun ein gemachter Mann, Hans“, sagte der Bader, „ich gratuliere! Und da es sicher das letzte Mal ist, daß du zu mir

zum Haarschneiden kommst, kostet es heute nichts. Ich bin dein Feind! —“

„Nichts da“, unterbrach der Hans, „du nimmst dein Geld, wie sonst auch, und es ist noch lange nicht sicher, ob dieser Haarschnitt bei dir der letzte ist.“

„Um Gottes Willen“, tat der Bader erzicken, „du weißt doch das Glück nicht mit Gütern teilen? So viel Geld, wie die Nannie hat, kannst du als Bergführer niemals verdienen. Sei kein Narr, Hans, und geißl' zu!“

„Jetzt sei stid“, sagte Hans, „red' von was anderem, und schau zu, daß du fertig wirst. Hinten kurz schneiden, vorn halblang, wie immer.“

Später ging Hans ins Wirtshaus. Die Regelbreider begrüßten ihn mit Gehäng: „Hoch soll er leben, hoch soll er leben, dei Mal hoch!“

„Heut' mußt' eins Runde ausgeben, Hans!“

sagte der Holzer-Sepp, „da hilft alles nichts.“

„Hast du ein Majest!,“ sagte der Steinbauer Hans, „da können wir alleamt nicht mehr mit!“

„Da ist er ja, unter Hans im Glück!,“ sagte der Wirt, der mit vollem Beiklang in die Regelbohn trat. „Wann geht's denn dahin?“

„Wiejo?“, fragte Hans.

„Stell' dich nicht jo!,“ entgegnete der Wirt und zog ihn beiseite. „Ich an deinet Stelle,“ sagte er leise, „ich weißt', was ich tät! Broßtausend in bar, fünfundzwanzig steden im Loyer, und an die fünfzig im Haus. Macht nach Adam Riese siebenundachtzig!“

„Als ob es blos darauf ankämmt!,“ sagte

Hans, ließ den Wirt stehen und wählte sich eine Kugel. Und das Regelzen begann.

Am anderen Tage hatte Hans beim Seiler im Nachbardorf zu tun. Er machte sich frühzeitig auf die Beine. Um die Berge qualmten noch dicke Nebel. Grüne Tannengipfel, an denen die Eichenhörnchen getrunken hatten, lagen auf dem Wege, und die Büsche und Gräser waren tropfnas vom Tau. Im Oberdorf lärmte der Häher, und es roch anheimelnd nach dem Rauch des Holzmeiers, das im naßen Forsthaus brannte.

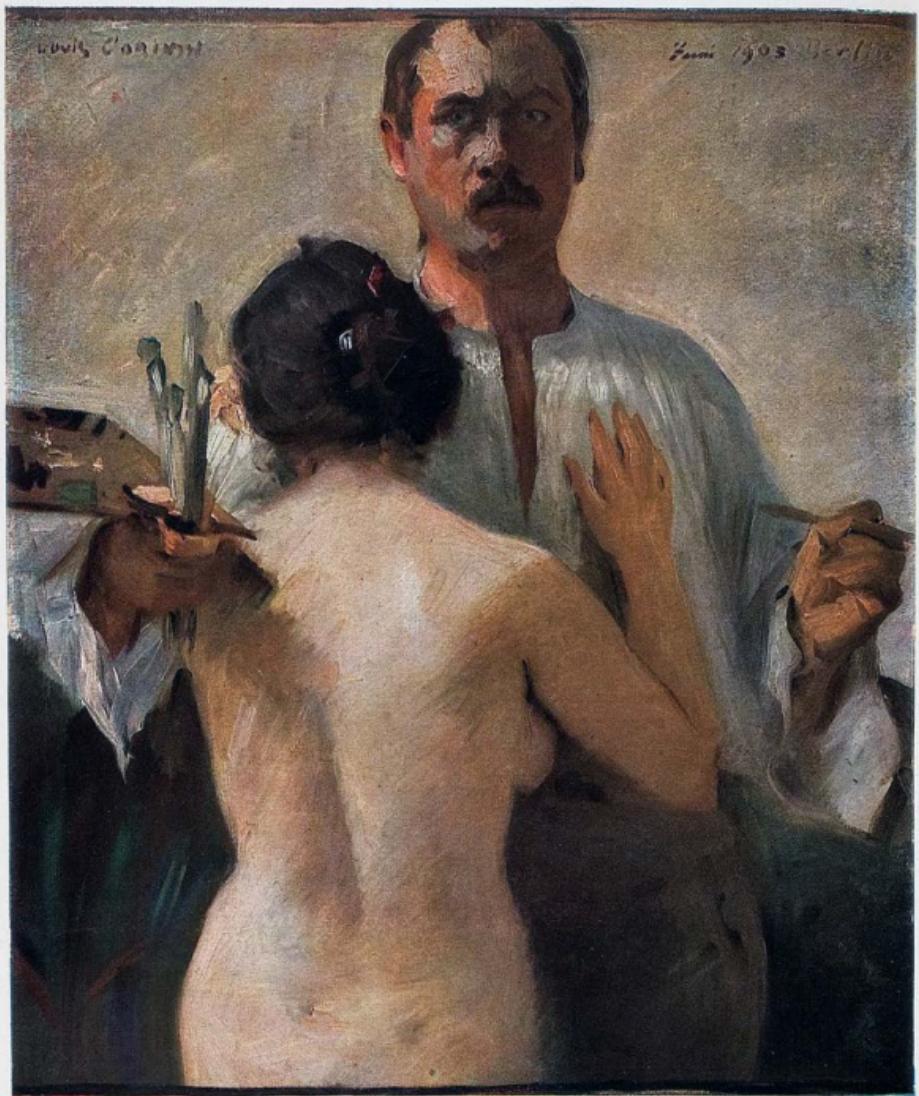
Hans kam herein und konnte durch das offene Fenster ins Zimmer schauen. Die Försterin hatte den Säugling im Arm und gab ihm die Brust.

Hans machte große Schritte, daß er vorbeikam, und in diesem Augenblick fiel die Entscheidung. Er konnte Nannies Vorschlag nicht annehmen!

Mittags, als Hans nach Hause kam, setzte er sich gleich hin und schrieb an die Nannie. Er habe sich überlastet, schrieb er, aber er könne nicht kommen, beim besten Willen nicht. Er bedankte sich für die Ehre und schickte hiermit das Geld zurück.

Und auf alle Fragen und Vorhaltungen antwortete er nur das Eine: „Ich mög nicht, weil ich nicht mag!“

Hans ahnte nicht, daß er durch seinen Verzicht noch ein wichtiges Glückspilz werden sollte: Einige Monate später freute er ein junges Mädchen, das zu ihm passte.



Der Maler und sein Modell

Lovis Corinth f



TANGO 1912

Von Sigismund v. Radecki

Aus dem reizenden Buch Radeckis: „Nebenbei bemerkt“ mit Erlaubnis des Verlages für Kulturpolitik Berlin

Illustriert von Maçon

Im Generalanzeiger stand folgende fettiges
drückte Anzeige:

„Im Saal des städtischen Brühnhauses beginnt
am 1. Oktober 1912, um 5 Uhr nachmittags,
mein vierwöchiger Lehrgang im

neuen Modetanz Tango.

Um zahlreiche Beteiligung bittet

Tanzlehrer Tschagge.“

Schreiber dieses ist in der Lage, hierzu einige
Erläuterungen zu liefern. Die ganze Stadt war
bass. Vierzig Jahre lang hatte Tschagge ihr
mit gekrümmten Beinen und einer gewissen
Meißner Porzellangraze Polka-Papillon,
Rheinländer und sogar „Kanter“ beigebracht.
Dazu „Ungangsoffenen“, was damals noch ein
ganz anständiges Wort war. Doch in letzter
Zeit begann sich da irgend ein Mageregespenst
auf seinen Parkett zu spiegeln. Tschagge lang-
weile hartnäckig diesen Effeten, baute auf die
eigene Mitgliedschaft bei der Schlaraffia und
versuchte zum ersten Male, bei seiner Hochzeit
auf einem mittleren Säppelteller Walzer getanzt
zu haben — das sollte ihm die Herren doch
nachmachen! Hatte man ihn gefragt: „Was
halten Sie vom Drosself? Herr Tschagge?“, so
machte er bloß eine Bewegung mit den
Kinn aus dem Stehkragen heraus. Fragte
man mit der Graumalkeit der Jugend weiter:
„Und was halten Sie vom Dreitrep?“, so sagte
er gar nichts, aber bei der dritten Attacke:
„Und was ist's mit dem Bärentram?“, brach
er dann doch los. Das seien keine Tänze!
Bären und Truthähne seien Tiere, keine Tanz-
lehrer. Ein Mädchen um die Schulter nehmen
und schweren Trittes vorwärtsstampfen wie
ein Alphaltarbeiter — das könne jeder. Walzer
gegen den Takt tanzen und dazu noch die
Partnern plötzlich wie zu einer schweren nach-
sichen Operation zurückbiegen — das mache

er nicht mit! Er nicht, der doch bei seiner eigenen
Heirat... und dann kam wieder der mittlere
Säppelteller.

Selbst seine Schnurbarthansche zitterten.
Auch die weiße Berufskaravane hatte sich ver-
schoben. Doch hinter der Tapete seines Selbst-
bewusstseins vollzogene irgendwo Tiefchen dis-
krete Rageräusche, Tag und Nacht, Tag und
Nacht. Mügte es doch so kommen, dass gerade
um diese Zeit die Leute plötzlich anfangen, alles
etlig zu malen — sogar das, was offensichtlich
dumm ist, zum Beispiel eine Frau oder ein Belo-
ziped-Kennem! Und auch Gedichte zu machen
ohne Sinn und Komma, aus lauter aneinander-
geriebenen, vix laisiven Wörtern! Und dann die

Hosenröcke...! Nein, da summte was nicht...
Tanzlehrer Tschagge fühlte, dass irgend etwas
Schreckliches langsam herankam. Was, wusste
er nicht... .

Und auf einmal brach dann der Wahnsinn
los. Wie immer, sing er zweit mit einem
umscheinbaren Wüchten an: „Tango“. Was es
bedeutete, wusste der Lutzel. Die Journale —
man hieß sich doch auf dem laufenden — die
Journale verschlunkten sich fast an dem Wort:
Tango beim Diner, Tango-Tee, Tango im Bah-
necoupe, schon gab es Tangofiguren, Tangos-
chleppen und sogar ein gewisso Tangobraun,
das Tschagge schon mit geschlossenen Augen um-
angesehen war. Gezeigt Namen, wie El Choclo,
El Estijo und El Jicrejito schwirrten durch
die Spalten. Das Grünlein im Grammophon-
laden, die dünne Pute, rief hingerufen: „Nur
Puppen und Tango wird noch gekauft —
Tango und Puppen — Puppen und
Tango!“

Tschagge fühlte den Boden unter den Füßen
wanken. Doch gerade das darf ein Tanzlehrer
nicht! Gehst nur nicht mit der Mode, so trippelt
sie über ihr hinweg, so donc. Er beschloß, in
die nächste Stadt zu fahren, um herauszu-
bekommen, „was eigentlich los sei.“ Aber die
dortigen Kollegen zuckten bloß düster die
Achseln. Einer riet ihm trostlich, nach Paris zu
fahren.

Da nun entschloß sich Tschagge zu etwas,
wofür er sonst nieße Verachtung gehabt: dort,
in der Nachbarschaft kaufte er sich heimlich
ein Buch, das er im Schanzenstier geschenkt hatte —
„Selbstunterricht im modernen Tanz; Boston,
Dresden, Tango, Largo. Mit graphischer Anleitung.“
Er hatte das Buch unwillkürlich. Da war
niedrigstens jetzt eine Partei aufzutreffen, die
alles aus 30-Jährigen Bändchen lernte, das ganze
Leben, Archäologie, Maschinenlehre — und nun





auch Tanzen. Auf der Rückfahrt blätterte er es durch, juzugigen Tango im Bahncoupe. In dem Buch standen Fußstapfen wie auf frischgefallenem Schnee; die waren durch punktierte Kurven verbunden. Darunter las er: *Foto 1:* Die Grundstellung; *Foto 2:* Die Promenade; *Foto 3:* Die Acht, und vieles andere. Tschage standen die Schweißtropfen auf den Stirnen. Doch mit den Mützen der Verzweiflung beschloß er, den spanischen Stier bei den Hörnern zu packen. Er beschloß, wenn man so sagen darf, ein gewisser Kiel zu werden. Über eine Woche lang zu Hause (gegen seine Überzeugung) genau nach den Fußstapfen — und rückte dann die Anzüge im Generalanzüge ein.

Um 3 Uhr nadtmäßig stand Tschage mit weißer Weste und hebenden Schnurrbartspangen im Saal des Städtischen Brauhauses verzerrt. Das Kopftuch tuckt er flett über die Blöße gekämmt, eine jognomme innere Anstreiche. Danach läßt sein Lapour, ein schwatziger Mann im fetigen Bratenrock, der immer ein Glas Helles auf dem Küstner stehen hatte. Und sie kamen, sie kamen: Neun Herren und sechs Damen (was sich sogar reimt), darunter Akademiker, bitte... Es waren juzugigen sämlich Copidi rerum novarum der ganzen Stadt, insbesondere auch die Juhabern eines Schokoladengeschäfts. Zweie von den modernsten aber, Herr Lumibau und Herr Tschertnäger, waren in angehobene Tostände und gaben sich kalt die Hand. Tschage erklärte in kurzer Begrüßungsrede, daß der Tango sehr schwer sei, und daß er vor allem Wert auf die Grundfiguren lege. Dann klatschte er in die Juviendehandschuhe, und der Lapour verschüttete hämmernden Musikhoch. Es begann.

Dieser vierwöchige Lehrkursus verließ nicht ungetröst. Ich will nichts davon sagen, daß

unter den überzähligen Herren meist die beiden Todfeinde, Lumibau und Tschertnäger, miteinander tanzten umsonst, jowohl mühsam, aus Übel — was eine Tragödie war, weil es zugleich Faucht und Müheid erzeugte —, nem, aber gegen Mitte des Kursus tauchte bei einigen ein schußlicher Verdacht auf: daß das gar nicht Tango sei! Mit bösen Gesichtern machten sie die vorgeschriebenen Bewegungen, die allzu stark an Puffo-Papillon erinnerten... In der dritten Woche aber merkten diese Unzufriedenen, daß Tschage noch dem Unterricht mit der Schokoladendame und einigen andern stets tischbeinlich beigammenblieb. Man entfand Spione. Eine kräftende Verabschiedung kam ans Licht: um endgültig zu beweisen, daß er streng modern ist, wollte Tschage mit drei ausserwöhlichen Paaren den ganzen Stadt den Tango vorzeigen! Gegen Eintrittsgeld. Nebenbei kamen die übrigen, die Verlobtenhälften, jetzt regelmäßig im „Faust Biarnard“ zusammen und gründeten so etwas wie einen Verein für Nacho und Heimgaltung. Selbst Lumibau und Tschertnäger schlossen überflächlich Freundschaft.

Wir aber lösen mit angehaltenem Atem im Generalanzüge:

„Am 3. November, 8 Uhr abends, wird im Saal des Städtischen Brauhauses der neue Modekunst *Tango* von meinen Schülern und Schülerinnen vorgeführt.“

Um zahlreichen Besuch bittet

Tanzlehrer Tschage. Entree 30 Pf.“

Der Saal war festlich erleuchtet. Rings an den Wänden, um die Tische mit rosgemusterten Tischläufen, daß die ganze Studentenschaft, trank Helles und feierten allerhand zu erwarten.

Der Lapour trat ein, stellte ein Gläschen Kirsch aufs Klavier und spielte drohend: „Einzug der Hötter in Walhall!“ — während Tschage jetzt die drei erordneten Paare mit traurigem Arm hereinführte. Die Handfläche lässig abstreichend, begann er nun eine streng dezentne Ansprache, in der er auf die kulturelle Bedeutung des Tangos hinwies und dabei betonte, daß dieser entzückende Tanz aber auch

einfach gefallen sein wolle — nur jürgamer Untericht, Arbeit, meine Herren, Arbeit und wieder Arbeit könne dazu führen! Dann klatschte er in die Hände, der Lapour sank, vom Kirsch geschüttelt, auf die Fäste, und die Vorführung begann.

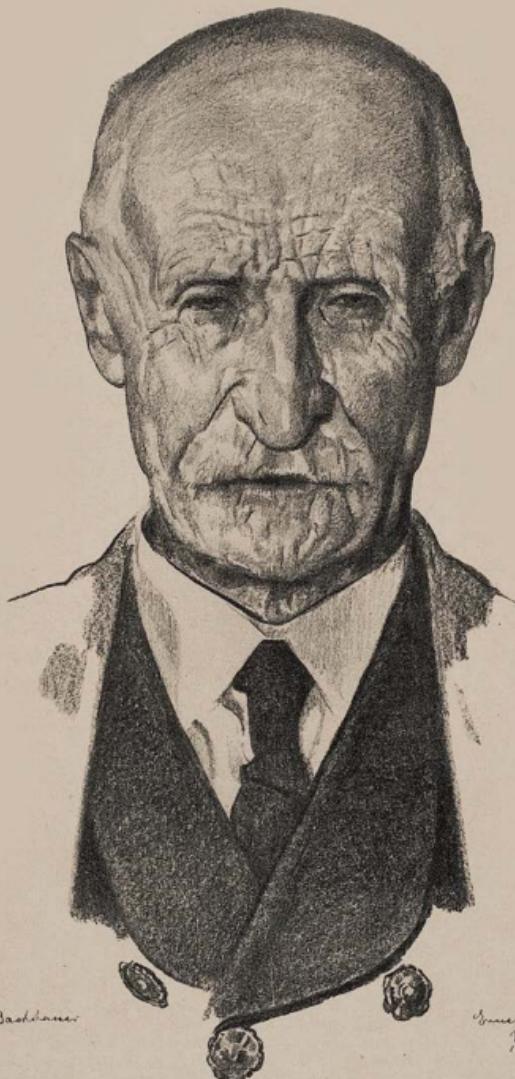
Was nun folgte, war etwas Unbeschreibliches. Die Paare hatten, brautlich geschmückt, wie zu einem Staffellauf Posto gefasst. Drei freiliche Bänke und drei automatisierte Schiebewege begannen jetzt steif, wie auf punktierten Kurven, hin und her zu stampfen, zu knien, irgendwelche dottiße Verbeugungen zu machen, schauten dann immer wieder ängstlich auf Tschage (der erstaunend nickte), und fuhren in diesem ihren Tanz, den es mir gegeben hatte, mit verbitterter Grazie fort...

Anfangs starrte alles atonisch: das war ja unheimlich, das war gespenstisch. Dann rollte von der Ecke her ein Gläschen heran, das langsam zur Höhe des Saales anstieß, das langsam auch die rotbretzten Tische weckelten. Mit fliegenden Schößen suchte Tschage zu befreundigen: die Handfläche in der Hand, ging er die Tische entlang, nickte mit dem Kopf und sagte forschend: „Erst selber machen, dann reden... Erst selber machen, dann reden...“ Aber schon ging einer, trumbeinig in fünf Meter Abstand hinter ihm her und initiierte wie eine Schiebdenkfigur: „Erst selber machen, dann reden... Arbeit, meine Herren, arbeiten und wieder arbeiten...“

Und diesem Augenblick — die Paare tanzten tödlich weiter — platzte die Bombe der Gegenvorstellung. Die Mäntel abstreifend, stand plötzlich ein bronzebraunes, schwanzbaartiges Paar auf dem Parkett (ein argentinischer Student mit seinem Liebchen, den die Jungs eigens per Lassata aus Mittwoch hergeholt hatten).

Und die tanzten nun vielleicht wirklich Tango. Das waren keine Fußstapfen mehr im Schnee. Das waren zwei Clamatten, die einander entgegenflederten. Augenbald, jeden Zakt der Mußt aussonnend, wandten sich die zwei Leiber im Kreis, gaben sich frei, schwiegen sich einander an, knüpfen untermisch in den Synopen zusammen, und gehörten so heil dem Rhythmus, als ob die Klaviertasten von ihren Bildern ausgegingen. Die tanzten mit dem Dolch in der Tasche, das sah man. Und das Mädchen hatte noch dazu eine Nelle im Mundwinkel hängen. Die Schokoladendame war zur Galionsfigur erklart; der Lapour wogte nicht, die Mußt abzubrechen; solange die beiden da mit nimmermehr Tanguen sich geschicklich anfingen und umfingen, wie wenn die ganze Welt aus der Welt verschwunden wäre...

Dann aber brach ein Sturm der Begeisterung los, der das Städtische Brauhaus in seinen Gründsätzen erzittern machte. Sie tobten, sie schrien, sie hoben das Mädchen auf die Schultern, das noch immer die Nelle im Mundwinkel hängen hatte... Man erzählte, daß das Ganze dann in ein Pfersee-Bachanat ausgoaret ist — Tschage seinerseits zählte hingegen die Abendlosse, erklärte, daß der Tango jedenfalls gespielt habe, und ging still nach Hause. Und das merkwürdigste: schon nach sechs Wochen hat er seinen Kursus mit Erfolg wiederholt! Die tanzten heute dort alle so.



Der Bachbauer

Ernst Liebermann
München
19. 10. 30

Der Bachbauer

Ernst Liebermann



Reichsautobahn

Wolf Panizza

Das Phantom von Marseille

Von Jean Cocteau

Seit vier Tagen lebte Achill als Frau verkleidet in den Frauengemächern. Aber es handelt sich hier nicht um den Achill der Legende und ihr bekommt keine griechische Erzählung vorgesetzt. Der Achill, von dem ich euch berichtete, war Achill, seine Mutter Machilleine; er war zwanzig Jahre alt und sah aus wie fünfzehn. Ein bartloses, gemessenes Gesicht, seine schlanken Hüften, seine schmalen Gelenke erlaubten es diesem jungen Schlingel glänzend, Kleider einer Mode zu tragen, durch die sich die Frau dem Erscheinen anpassen ließ. Wir müssen eingestehen, daß er sich versteckte, oder genauer, daß man ihn versteckte, ihn den Nachforschungen der Polizei entzog; daß diese von einer Frau namens Marche ausgenommene List deren Gefährten herlich belustigte und daß diese Gefährten und diese Rachel, weit weniger verkleidet als unser Held, ihn mit ihrem Lachen in einem geheimen Kammertchen eines überbelebten Hauses in Marseille umgaben.

Marche liebte Achill. Achill liebte sie. Er trug gerade soviel an grausamer Gleicherhaftigkeit zur Schau, wie nötig war, um seine Rolle in dieser Umwelt zu spielen, einer Umwelt, in der, außer bei seltenen Gelegenheiten, Zärtlichkeit nicht gezeigt wird.

Das Unglück hat es gewollt, daß sich Achill von Victor (seinem Kameraden), zu einem Einbruch verleiten ließ und daß, als die Polizei ihn suchte, Marche und ihre Kolleginnen die Lüabilität hatten, ihn zu verkleiden und unter ihre Truppe einzuschmuggeln. Madame, durch die Liebenvorliebe Achills gewonnen, machte sich zum Misschuldigen der Kriegsalie und seit vier Tagen sucht man Achill, der, wie der Achilles der Mythos, in Frauengemächern in Frauengemach verborgen war.

Leider haben auch die besten Dinge ein Ende.

Madame sah eine Haussuchung voraus und es wurde beschlossen, daß unser Held die „Rote Laterne“ verlassen und sich in den dunklen Höchsen herumtreiben sollte, bis neue Weisung erfolgte.

Die ersten Schritte auf der Straße belustigten Achill. Die Verkleidung gab seiner Flucht etwas Karnevalistisches und die Drolligkeit verbarg ihm das Drama. Sie verbarg es ihm so gut, daß er sich gegen acht Uhr abends erst auf den Kai und dann mittan auf die Promenade hinauswagte. Doch war es, daß er Marche auf dem Gehsteig erblickte. Im Bestreben, ihr auszuweichen, stürzte er auf die Fahrbahn. Der erstaunte Blick eines Verkehrspolizisten erinnerte ihn, daß die Riesenstiefte, die er soeben

gemacht hatte, nicht sehr zu seine derzeitigen Aufmachung passen durften. Er wollte zu rasch den Schritt wechseln, zauderte, geriet in den Verkehrstrom Marseilles, der berühmt ist ob seiner Unordnung, und strauchelte, überfuhr fast von einer Limousine.

Er fand sich im Handumdrehen inmitten einer gesättigten Menschenmenge, emporgehoben von den starken Armen des Chauffeurs der Limousine, und auf die Polster neben einem sehr würdigen Herrn niedergelassen, der mit einer Hand dem Chauffeur im Zeichen gab, weiterzufahren, und mit der anderen der Menge und den Polizisten bedeutete, daß der Zwischenfall zu Ende sei, man auseinandergehen und andere Freistreuungen suchen könne.

Der Eigentümer der Limousine, Herr Fabre-Marechal, besaß eins der bedeutendsten Vermögen Marseilles, und befand sich auf dem Heimweg aus seinem Club. Er glaubte, unter dem Einfluß einer sehr natürlichen Regung der Menschlichkeit gehandelt zu haben, und während der riesige Wagen der Straße am Meer entlang glich, streckte er Achills Hände, fragte ihn, ob er verletzt sei, ob er noch etwas von seinem Sturz spüre. Achill war nie verlegen, wenn es sich darum handelte, ein Märchen zu erfinden. Er spielte seine Rolle bewundern-

wert. Er seufzte, schalt sich töricht, gab sich für ein armes Mädchen namens Lilly aus, wandte den Kopf weg, als er von seinem Sturz sprach, so daß sich dieser Sturz als ein verschüchtert Selbststmoed darstellen konnte, sprach von seiner Einsamkeit und seinem Abscheu vor den Lebensmöglichkeiten, die sich den jungen Damen bieteten, deren Familie gestorben ist, kurz, rühzte diesen wackeren Herrn Fabre-Marechal so sehr, daß dieser brave Mann sich fragte, ob nicht das Schickal ihm einen Fingerring gegeben und das gefühllose Herz, das er unter seiner Jacke eines Familienvaters verbarg, nicht endlich eine Gelegenheit gefunden habe, zu sprechen. Fabre-Marechal hatte eine Frau, zwei Töchter und einen Sohn. Diese Persönlichkeiten befanden sich zurzeit in Poulvoire. Fabre-Marechal genoss sein Junggesellenleben und seufzte beim Gedanken an sein Absteigquartier, das er leer unterhielt und das er eines Tags für irgend einen Traum zu nutzen gedachte. Er träumte, erwartete, hoffte... um sich da, wie mit einem Schlag und wie von einer Fee herbeigezaubert, soß jetzt ein junges Mädchen in seinem Wagen, ein Vögelchen von Mädchen, ein junges Geübteschen, so sanft, so blond, so märchenhaft wie Melisande.

Fabre-Marechal hielt seine Erwiderung für würdig, seine noch jungfräuliche Wohnung einzuweihen. So kam es, daß Achill plötzlich statt gefährdet unter den Blicken der Polizei herum-

zustrolchen, immiten eines Luzzus strandete, der lang und liebvoll von einem reichen Industriellen vorbereitet worden war, um ein Pol zu vergolden und zu vergöttern.

Sein Plan war nicht vergolten: „Wenn er mich anröhrt“, sagte er sich, „packe ich ihn, bau'e ihm niedr, erleichtere ihm um seine Brieftasche und nehme Reisetaus.“

Aber Fabre-Marechal hatte es anders beschlossen. Und im Verlauf der Unterhaltung, angefischt des achtungswerten Betragens des Siebzigjährigen, änderte Achill seine Pläne. Nach einigen Stunden handelte es sich um nichts anderes mehr, als „Lilly“ unterzubringen, es ihm wohlich zu machen, sie durch die alte Hausmeisterei bedienen zu lassen und die Minuten zu erwarten, in den es dank seiner kleinen Aufmerksamkeiten Fabre-Marechal gelingen würde, das Eis zu schmelzen, eine berichtigte Scham zu besiegen und seine Blut gekrönt zu sehen.

„Sie verstehen“, hatte Achill gesagt, „mit Ihnen ist es nicht weit mit andern. Ich möchte Ihnen nicht den Kopf verdrehen und Ihnen etwas vornehmen. Sie werden sich an mein Herz... ich warte, bis mein Herz antwortet.“ Man sieht, daß er Lebensart besaß und sich aus der Gesellschaft zu ziehen wußte.

Ich füge hinzu, daß Fabre-Marechal, trunken von Liebe und Vertrauen, Lilly fragte, ob sie nicht eine Freundin kenne, die ihr als Hilfe dienen könne und daß unser Held, indem er blind die

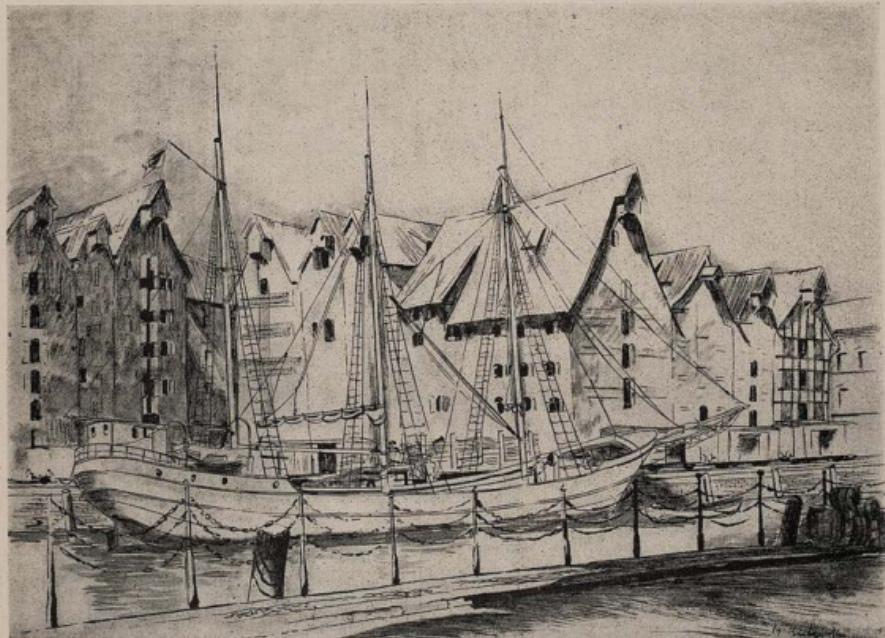
Linie der Opera buffa folgte, die Dienste Marthes vorschlug und zugebilligt rechtf.

Ich lasse die Überprüfung Marthes ahnen, die tollen Bachausbrüche des Parks und die befreundlichen Szenen, die der arme Industrielle hätte überstossen können, wenn er nicht einen eisfaulischen Takt in der Innehaltung des Stundentags seiner Besuche an den Tag gelegt hätte.

Das ausgefallene Lage dauerte fort. Das Pärchen wogte sich in Sicherheit. Die Polizei beruhigte sich. Fabre-Marechal hoffte. Freilich häufte sich seit einer Woche seine Hoffnung mit einer leisen Ungeduld, denn er sah nicht ohne Furcht den Zeitpunkt nahen, wann die Seinen zurückkommen würden und befürchtete mit Recht die Verwüstungen eines Doppellebens.

Marte fühlte die tiefe Ungeduld. Unverzüglich rief sie den jungen Mann, die Bißel ein wenig zu locken und zum Beispiel einen „Ausgang“ vorzuschlagen, was der Eitelkeit des Gastes schmeichelte würde. Dieser Ausgang war äußerst gefährlich. Achill wagte ihn. Man sah sie zusammen, man tuschelte.

Die Dinge wurden so gespannt, so unbehbar, daß Marte, weniger sorglos, der Sache ein Ende zu machen beschloß. Es galt eine Waffe zu kaufen (man weiß nie!) und jetzt, da Achill ein kleines Vermögen an Schmuck besaß, einen plötzlichen Überfall zu wagen, wobei der arme Industrielle geknebelt, gefesselt und allein eine Nacht innenhalb der Räumen seines Traums ver-



Älteste und
führende Zeitschrift
auf dem Gebiet der
neuzeitlichen und
künstlerischen
Raumausstattung

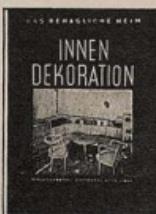
47. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

Die

INNEN - DEKORATION

bringt in ihren monatlich erscheinenden Heften reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier Ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 / Einzelheft RM. 2,00 postfrei.



VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.
STUTTGART O 73

bringen würde. Dieses Vorhaben stünnte Achill dagegen düster.

Das Paar wählte für die Ausführung einen Abend, an dem Fabre-Marschal, stolz auf seine Erobierung, in die in einer Art Tanzlokal ausfieberte. Marthe sollte am heimkunft warten, die Waffe in der Tasche ihres Schürzenhems.

Das Tanzlokal war voll Menschen und Gedränge. Niemand wagte sich dem gespenstischen Lärm zu nähern, an den Fabre-Marschal seinen Triumph genoß. Achill, der sich nicht mehr um seine Rolle kümmerte, bot den Zuschauern einen einzigartigen Anblick. Tatsache ist, daß Achill unter seiner Schminke, seinen falschen Augenwimpern und seinen Schleieren ein sehr und mehr jugendhafter Geboten an den Tag legte. Er hörte nicht mehr auf die Kapelle, sah nicht mehr die Lustier, achtete nicht mehr auf die buntpunktierten Papierstücke. Das Herz von einer unumstöbbaren Frauenschärke bedrückt, unfähig, die Abschüpfung zu verbergen, die er gegen seine schmückliche Undankbarkeit empfand, hing er jelsamen Hirngespinsten nach, sah sich, wie er Marschal in den Wagen folgte, sich ihm zu fügen wußt, ihm alles eingesandt, ihm bat, glüstig zu sein, ihn wie einen Sohn zu behalten. Er wußte Marschal die Wohlheit eingestehen! Marschal würde ihn nicht davonjagen, würde verstehen, verzehren... Er hatte eine gute Seele, ein sanftes Herz... Ein Zusammensetzen; und Achill fand sich wieder in der Tanzlokal, angekreift von den Tanzern, angeblist von dem ein

wenig angetrunkenen Marschal, gemustert von hundert Augen. „Gehen wir“, sagte er.

Über auf der Marmortreppe, die in die Halle hinunterführte, war es, daß die Katastrofe eintat, Achill, in Gedanken verloren, wenig seiner Rolle einer eleganten Frau eingedrungen, hatte sich soeben seinen Pelzmantel um die Schultern legen lassen, als er unten auf einem der Abstiege des mächtigen Treppen Viktor, seinen Mischbildigen am Eindruß, in der Umarmung eines Estujos erkannte. Das weitere spielte, sich so rasch ab, daß ich zu einer Art Zeitlupe geraten muß, um es zu beschreiben.

Nach einem Schrei: „Viktor!“ und einem schlällen Pfiff, hervergebracht durch das Hineinslecken — selbst anzuholen! — ringgeschmücktes Finger in knallrote Lippen, schwang sich Achill, als ritte er auf dem Tod selbst, im Reißaus auf das Marmorgelände und entglitt den offenen Mündern des Rebdirektors und Fabre-Marschals. Der arme Recl, Opfer der Rechtsabhandlung eines Strafenzimmers, in seine Träume und seine Röcke verwinkelte, hatte nicht an diese Behinderungen gedacht. Was genau geschah? Man hörtchehere und plötzlich, von einer Sekunde auf die andere, wandelt sich diese hämmerliche Gleitfahrt in etwas Furchtsbares, Beängstigendes, Negatives, Blutüberreiches, Erledigtes, der ewigen Stille der Jeschlörung Geweihtes.

Die Menge stürzte herzu. Fabre-Marschal, Stufe um Stufe, den Zwicker in Unordnung, stieg hinunter zu einem Fächer aus Hahnenn-

federn und Schleisen, einem kleinen Eiswas, das zerchnettet am Boden lag, und über dessen Irrung jetzt kein Zweifel mehr bestehen konnte. Ein weises Lach war über den Körper gebeitet worden, aber jedermann hatte Zeit gehabt, sich am Anblick des Industriellen zu wenden, der mit aufgerissenen Augen auf die entgleiste Gestalt starnte. Verfolgt von einem anzuglichen Geflüster, ging Marschal zu seinem Wagen. Einem umso spöttischeren Geflüster, als der Unglückliche Viktor mit sich entfiehlt, einzärtige Vereinigung von Möglichen und Unmöglichem, dieje geflossene Antigone im Kosmos eines Estujo.

Der Wagen, während der Kopf Marschals auf seine Brust rollte wie der Kopf eines Entkoppten, redete Viktor und redete. „Madchen Sie sich nichts daraus“, erklärte dieser Optimist. „Es gibt nicht nur diejenigen armen Achill auf der Welt. Sie werden sich trösten. Ich, zum Beispiel, wenn Sie mich so anschauen, sehe nach nichts aus; aber wenn ich mich als Frau anziehe, Sie würden sagen Marlene Dietrich!“

Man kam an, stieg hinauf, läutete. Marthe lauerte auf dieses Läuten, im höchsten Grad der Nervosität. Als sie den Mund auftun wollte: „Sob die keine Mühe“, erklärte Viktor: „Der Herr weiß alles.“

Der Herr wußte nichts, begriß nichts. Geschleitet, hingeschmettert in seinem Eßstuhl, sah er der Reihe nach flummiflumm Viktor an, dann Marthe, die Möbel, die spukhafte Einrichtung, die hier zusammengetragen worden war in der unklaren Hoffnung, hier glücklich zu leben. Eine dicke Träne rollte seinem Nasenflügel entlang, befestigte sich an die Haare des grauen Schnurrbartes.

Marthe sah die Träne und misstrauten sie. Viktor hatte sie soeben die Augen geöffnet. Voll Eifersucht riss sie den Revolver heraus, zielte, schoß.

Man kennt den Skandal der Gerichtsverhandlung. Vom Untersuchungsrichter befragt, sagte Marthe aus, daß sie ihre Tat bereuen müßte im Hinblick darauf, daß Marschal ein braver Kerl gewesen, aber daß im Grunde nichts bedeutet, da sie nicht leben könnte ohne Achill und daß dieser arme Herr auch nicht hätte leben können, verließ wie er laut Protokoll war in ein Phantom.“

Berechtigte Übertragung
von Hans B. Wagenseil.

Original-Aphorismen

Von Johann Diedrich Warken

Es gibt Zeiten, die weder durch Arbeit noch durch Ausschwemmungen, sondern nur durch Sümpfeit zu überwinden sind.

Oft ist das Falscheste was man tun kann, daß man das „Richtigste“ tut.

Wie schwer wird doch dem Menschen jede Lüge... von der er sich keinen Vorteil verspricht!

Einer Jugend voller Illusionen folgt immer ein Alter voller Enttäuschungen.

Sonntagsmorgen in der kleinen Stadt

Von Else Rüthel

Die Häuser erheben fromm die Gesichter,
die grünen Büsche umschmiegen sie dichter —
Glockenturm wandelt groß durch die Stadt.

Fußgängerschritte beginnen zu tappen.
Behutsam hört man die Haustüren klappen.
Im Glockenturm schreiten die Menschen der Stadt.

Bald ist das Tönen verstummt im Morgen.
Es knien die Beter in Stille geborgen.
Ein tieferes Atmen geht durch die Stadt.

Da sind die Häuser lichter gelegen!
Man sieht, wie die Büsche sich wohlig bewegen.
Es tanzt die Sonne allein durch die Stadt.

Und es klingt wie von tausend silbernen Gabelchen,
da plötzlich die Vögel mit zwitschernden Schnäbelchen
Fröhlich speisen in der Halle des Tags.

Eine alte Fabel

Ein Affe wurde von einem Tiger gepackt. Voll Angst und Schrecken schrie er: „Oh, schwör mich! Was hast du an mir? Sieh doch wie mager ich bin! Und kein Fleisch schmeckt schlechter als meines! Gib mich frei! Ich zeige dir einen fetten Esel, der dir viel besser schmecken wird!“ — Der Tiger willigte ein, und der Affe führte ihn zu dem Esel, der an einem

Baum gebunden war. Als der Esel den Tiger erblickte, geriet er in die größte Angst, aber er beherrschte sich sofort und schrie den Affen in furchtsterriblichen Grimmen an: „Was soll das heißen, Affe? Du bringst mir nur einen Esel? Du weißt doch, daß ich zuerst zum Frühstück nötig habe!“ Der Tiger hörte dies mit Entsetzen, machte einen Sprung nach rückwärts und floh in die Dschungeln zurück. W.



Bismarck und das eiserne Kreuz

Von F. Elberfeld



„In Deutschland haben sie nicht einmal das Recht, zu streiken!“
„Merde, dafür haben wir das Recht, zu verhungern.“

Liebe Jugend

Der zweite Offizier des schottischen Dampfers *K.*, der in Newport lag, packte die Schiffslage, einer bösen Fauch und Krach, in seinen Lederkoffer und ging an Land. Als er den Pierabsprung an der 44. Straße verlassen wollte, wurde er von einem Zollbeamten festgehalten. Dieser verlangte, daß der Schiffsmann den Koffer öffnen solle. Der zweigte sich. In dem Koffer sei die Schiffslage, die er von einem Tierarzt unterjubeln lassen wolle. Der Beamte bestand aber darauf, den Kofferinhalt zu sehen. Der Offizier öffnete also den Koffer, und heraus sauste mit bösem Fauchen der Rater und lief zum Schiff zurück. Der Zweite rannte hinterher. Nach einigen Minuten kam er wieder mit dem Koffer zu dem Zöllner und fragte, ob er ihm den Inhalt noch einmal zeigen solle. Der sagte: „Scheren Sie sich mit dem Vieh zum Teufel!“ Der Offizier verließ also das Hafengebiet und ging in seine alte Stammbrauerei, aber nicht zum Tierarzt, denn diesmal hatte er statt der Nähe 10 Pfäfchen Black-and-White-Whisky über die Zollmauer gebracht. C. E. B.

seinen Weihnachtsbesuch ab. Einen Gefangenen, der sehr niedergeschlagen und traurig aussah, fragte er: „Warum sind Sie hier, lieber Mamm?“

Der Gefragte hob seinen Kopf: „Nur wegen einer Kleinigkeit, Herr Pastor.“

„Wollen Sie mir nicht sagen, was es ist?“

„Ja, sehen Sie, Herr Pastor, die Leute hier halten leider alle Türen verschlossen.“ C. E. B.

Ein unfreundlicher Gatte

Fran Blank, die Gattin eines Gerichtspräsidenten, hatte das Pech, zu einer ungünstigen Zeit ihr Kochin zu verlieren. Das war zwar ärgerlich, aber es brachte sie doch nicht aus der Fassung, da sie sehr haushaltstechnisch veranlagt war. Kurz entschlossen, stellte sie sich wieder an den Kochherd, wie in den ersten Zeiten ihrer Ehe, als sie noch die Frau eines kleinen Assessoren gewesen war und sich keine Kochin leisten konnte. Der Präsident fühlte sich wie in den Glitterwochen, nahm sie wieder „Schätzchen“ und war, wenn er sich zum Essen niedergesetzt hatte, über alles entzückt, was sie ihm hinstellte.

Der freundliche alte Pastor M. stattete den Insassen der Seefansanstalt in B. wie alljährlich

Ein Großherzog sprach sich eines Tages 1870/71 im Gespräch mit Bismarck todend über die allzu reichliche Verteilung des Eisernen Kreuzes aus. Der Kanzler aber meinte mit ironischem Lächeln:

„Die Verleihung des Eisernen Kreuzes erfolgt aus zwei Gründen; entweder haben es die damit Gezeichneten wirklich verdient, dann läßt sich nichts dagegen sagen; oder aber es wurde lediglich aus Gründen der Höflichkeit verliehen, wie z. B. Durchlaucht und mir, und dann läßt sich auch nicht gut etwas dagegen einwenden!“

Und der großherzogliche Ladler verflummerte.

Selbstironie

Nach der Schlacht von Magenta, in der die Österreicher von den Italienern eine blutige Niederlage erlitten, äußerte sich der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Fürst Edward Lichtenstein, voll Sarkasmus: „Merkwürdig, merkwürdig! Auf der Schmelz (dem Truppenübungsplatz in Wien) ist's immer gegangen und da geht's nicht!“ H. G.

Doch, da er nicht nur ein *Flugel*, sondern auch ein *nobler* Mann war, lobte er seine Frau nicht nur, sondern er *beschenkte* sie auch, und zwar mit einem kostbaren Hermelinmantel. — Dieser Vorfall beschäftigte die Ehefrauen des ganzen Blankischen Verkehrsreiches und wurde überall eingehend besprochen. Doch nicht nur das: er trieb auch zur Nachfrage an. Die Gattinnen der hohen Beamten gingen auf einmal wieder in die Küche und sorgten selbst für das leibliche Wohl ihrer Herren und Gebieter. Der Lohn würde nicht ausbleiben, davon waren sie überzeugt. Der Winter war noch lange nicht zu Ende. Einige der Damen fanden ihren Pelz schon ganz schwäbisch und waren deshalb umso Hoffnungsfreudiger; andere hatten überhaupt keinen. Sie suchten und kosteten, aber die Gatten hatten es zu ihrer Enttäuschung gar nicht eilig mit der Belohnung. Schließlich fragte Frau Kanter, die Gattin des Landrats, ihren hohen Gemahl neidisch: „Sag, Achthuren, was wird deine kleine Frau wohl bald anzüglich müssen, wenn“

Nichts leichter

„Sagen Sie, wie fängt man es an, einen guten Sill zu schreiben?“ fragte jemand den Dechanten Jonathan Swift, Englands großen satirischen Schriftsteller (1667–1745), dessen politische Satire „Gullivers Reisen“ zu den großen Werken der Weltliteratur gehört. — „Nicht leicht!“ antwortete der geistvolle Satiriker. „Man muß nur immer das rechte Wort an die rechte Stelle setzen.“ W.

Fasse dich kurz!

Redseligkeit ist der geistigen Hohheit Reizanz, in der die charakterlichen Oberstufe der Klassenhierarchie entzündungen. Im Privatgebrauch mag sich hierzu jeder bedienen, soweit er dafür willige und empfängliche Partner findet, die nicht leicht zu beleidigen sind. Aber im amtlichen Verkehr bedeutet sie eine Hemmung und verhindert die Ansicht auf den Erfolg des Mäßiggetaten. Darum fasse dich kurz! Erwa in der Art, wie es die folgenden Musterbeispiele eines Briefwechsels aus dem an Zeit so reichen klassischen Altertum tun:

1. Xerxes an Leonidas:

„Stech die Waffen!“

Antwort:

„Komm und nimm sie!“

2. Philipp von Mazedonien an die Spartaner:

„Ich habe mit meinem Heer die Grenzen eures Landes betreten. Wollt ihr, daß ich als Freund oder daß ich als Feind komme?“

Antwort:

„Keins von beiden.“

3. Antagoras an die Spartaner:

„Wenn ich in euer Land komme, werde ich eure Stadt verwüsten!“

Antwort:

„Wenn!“

Die tapferen Kuttenträger

Im Dreißigjährigen Kriege kam es hin und wieder vor, daß auch Menschen zu den Waffen griffen, um ihre Freunde zu verteidigen. So fand Gustav Adolf nach der fränkischen Eroberung von Würzburg auf dem dortigen Schloßhof unter den Trümmern auch etwas zwanzig Kuttenträger. Die meisten von ihnen aber hatten auf ihren feisten Gesichtern einen deutlich rosigem und von innerer Leidenschaft gezeugten Schein, daß der König wie wildland der Meister, für den er kämpfte, mit lauter Stimme rief:

„Mönchlein, ich sage euch, steht auf! Es soll euch nichts geschehen!“

Allegleich standen fünfzehn der Mönchlein wieder auf den Beinen,

sie die weiter so schöne Dinge kocht?“ Der Landrat antwortete, bissiger als möglic gewesen wäre: „Einen langen schwarzen Kreppschleier, Wanda!“

Beim Rechtsanwalt:

„Es ist ziemlich sicher, daß Sie verurteilt werden, außerdem, Sie weinen nach, wo Sie zur Zeit des Einbruchs gewesen sind!“

„Ja — dann werde ich bestimmt verurteilt!“

Das Rätsel

„Der Junge macht dauernd dumme Streiche! Mir ist es direkt ein Rätsel!“

„Ja — und zwar ein ungeeignetes!“

Geräusche

„Sind sie denn gar nicht erschrocken, als in Ihrer allernächsten Nähe das Pulvermagazin explodiert?“

„Oh, ich hatte das gar nicht gehört! Meine Frau hatte nämlich im Zimmer nebenan Kaffee trankenden!“

Motivierte Bitte

Wenzel Scholz, der berühmte Wiener Komiker des Böhmärz, entschloß sich, bereits in den Sechzigern, nochmals zu heiraten und zwar ein ganz junges Mädchen. Eine Ehe, die trotz des Altersunterschiedes überaus glücklich wurde. Als die Kollegen im Theater von seinem Plane hörten, versuchten sie Scholz mit allen Überredungsmitteln von seinem Entschluß abzuhalten. Als die Schauspieler sahen, daß jede Mühe vergebens sei, verjüngte schließlich noch der Souffleur sein Glück und schloß mit den Worten: „Schau'n Sie, Herr Scholz, Sie hab'n innate auf mi g'set, tum Sie's doch auch diestmal!“ H. G.

Die Ursache

Im Gespräch mit Diogenes meinte einer seiner Schüler, es sei doch merkwürdig, daß wohl Arme oder Kranker gerne beschimpft würden, aber fast nie jemand einem Philosophen etwas schenkt. Worauf Diogenes antwortete: „Weil man eben an die Möglichkeit denkt, selbst einmal krank oder arm zu sein, dagegen aber vollkommen sicher ist, nie welche und ein Philosoph zu werden.“ H. G.

FÜR JEDEN FOTO-AMATEUR:



Deine Kamera geht Geld verdienen mit 100 Adressen für den Bilderverkauf RM 0.75

Fotografieren mit Infrarot Das Infrarot-Buch mit der höchsten Auflage RM 1.40

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

BÜCHER

Willy Seidel: „Der Tod des Achilleus“ und andere Erzählungen.
Herausgegeben von Ina Seidel. (Stuttgart und Berlin 1936,
Deutsche Verlags-Anstalt. 386 S.)

Aus dem Nachlaß des leider zu früh verstorbenen Dichters Willy Seidel gibt dessen Schwester den vorliegenden Band heraus, der außer Erzählungen auch Briefe und Gedichte, sowie eine eingehende Lebensdarstellung enthält. Unwillkürlich wird jeder Leser zuerst nach dieser Biographie greifen; einerseits verlockt dazu die bekannte Reife Kunst der Menschenschilderung Ina Seidels, anderseits die Persönlichkeit des Verstorbenen selbst. In gewisser Hinsicht steht dieser Nachlaßband ja auch mit den Erzählungen, die er bringt, eindeutig im Zeichen der Einheit von Persönlichkeit und Werk Willy Seidels. Die sieben Novellen sind in den letzten vier Lebensjahren entstanden und kennzeichnen nicht nur die künstlerische Ausdrucksfähigkeit (als deren höchsten Zeugnis mir „Die vier Augen“ erscheint), sondern auch den weltanschaulichen Tieflieg des Dichters. Die Titelnovelle bringt in eindringlichster Weise zum Ausdruck, wie tief Willy Seidel das Todesleben zu fassen wußte. Gleichzeitig aber entzieht er sich uns in keiner Weise als der Weltfahrer, den wir kennen, ja in dem belegbaren Romanfragment „Der Sammetfrack“ (um den Bea Brummell) läßt er seine ganze realistische Darstellungskunst mit vollendetem Überlegenheit spielen. So entsteht ein einheitliches Bild der vielseitigen und in ihrer Vielseitigkeit doch unersplitteten Begabung des Dichters, die aus ursprünglichen und schon sehr früh sichtbar gewordenen Kräften gewachsen war. Von Haus aus mit einer herrlichen und schönen Phantasie gesegnet, ließ er sich von ihr in die Welt und in die Ferne treiben, und ließ sich von ihr auch dann anleiten, sich mit den letzten und tiefsten Dingen der Seele zu beschäftigen. Diesem Nachlaßband dariß nachgerührt werden, daß er ein vollendetes Gesamtbild von Willy Seidels Wesen und Werk entwirft.

Wilhelm Kunze

Hansun: „Der Ring schließt sich.“ (Albert Langen-Georg Müller, München.)

Es geht natürlich nicht an, daß unsreiner einen Hansun kritisirt! Aber wir leben in einer Zeit, die es hinfällig gemacht hat, daß vor ehrwürdigen Standbildern um jeden Preis Wehranlaufzicken entzündet werden müssen — wenn auch der Begriff „Jugend“ als eines zur Revolte um jeden Preis verpflichteten Faktors anderseits manchmal etwas übernommen erscheint. Am besten ist es wohl, sich auf den großen Dichter selbst zu berufen, der in jüngeren Jahren — etwa in seiner verwegenen Herausforderung des entzagenden alten Tolstoi in „Mysterien“ — sogar vor Respektlosigkeit nicht zurückschrankt, wenn ihm die Würde der Altersüberlegenheit nicht in den Kram paßte. Nun denn, wenn er selbst bei Tolstoi die eigenständige Milde der Entsaugung mit fröhlichem Hohn angriff, so wollen wir bei ihm die zunehmende Übersteigerung und Verdämzung der Weisheit wenn nicht besehrgeln, so doch mit geziemendem Respekt feststellen. Er ist allmählich in so hohe Regionen aufgestiegen, daß die Atmosphäre um ergebundene Dinge aus seiner Adlersicht schon etwas dünn zu werden beginnt. Ja, wie ein Adler kreist er in seiner Höhe und beobachtet das kribbelnde Kleinzeug, das seinen unermüdlichen Appetit auf Geschöpfe reizt. Und natürlich ist er ein unendlich humorvoller, ja sogar ein gütiger Adler, der mit Liebe verspeist, was in sein ungeheures Schefeld kommt. Aber die Weisheit höret nimmer auf und je öfter ein Ring sich schließt, nach Jahr und Tag Rückschau gehalten wird und die Körner immer und immer noch einmal durchs Sieb geworfen werden — wodurch sie bei einem Landmann von der Art Knut Hamsuns ja gewiß nicht schlechter werden — um so unaufhaltamer nähert sich der Zeitpunkt, da der Buddha nur noch mit gekreuzten Armen und Beinen in der vollendeten Weisheit des Schweigens verharren und dem Schöpferamt entsagen muß. Es versteht sich von selbst, daß auch dieser Hansun ein Meisterwerk ist — nur werden die, die ihm am stärksten lieben, sich von solchen Büchern, die sie mit Ehrfurcht lesen, dazu gedrängt seien, zu den früheren zurückzukehren, die sie sich mit voller menschlicher Hingabe und Begeisterung zu eigen machten.

Peter Scher

Ruppert Reckling: „Ein Kaiserreich auf Aktien.“ Ein Journalist erzählt. (In Leinen M. 7.50. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin.)

Tief im Innern Afrikas, unweit der Quellflüsse des Nil, dort also, wo Großbritanniens Streben, den englischen Sudan und damit Nordafrika mit seinen mittelafrikanischen Besitzungen zu verbinden, über Frankreichs Absicht, ein großes mittelafrikanisches Reich zu errichten, siegte, in einem Gebiet, wo sich englische Kolonialpolitik mit dem aufstrebenden Kongostaat und anderseits mit der überlegenen Tatkraft des großen abessinischen Kaisers Menelik zu

messen hatte, dort liegt das Reich des letzten märchenhaften Kaisers-Gottes, des letzten Pharaonen von Kusch. Dieses Reich Kaffa, eben von dem abessinischen Ras Walde Giorgis unterworfen, soll nach den Plänen eines an der Grenze des Kongostates selbsthaft gewordenen arabischen Elfenbeinhändlers und Sklavenjägers, Zober Bey, auf Aktien neu gegründet und so der europäischen Wirtschaft erschlossen werden. Was und wer dabei mitspielt, wie sich der in weitem Umkreis gefürchtete angeblich arabischer Zober Bey als ein deutschblütiger Abenteurer von ungewöhnlicher Begabung herausstellt bis zu der denkwürdigen Unterhaltung im Park des belgischen Königsschlosses zu Laeken, in der König Leopold den Plan zu Ende formt, durch den verwirklicht werden soll, was Zober Bey beabsichtigt hatte, von all diesem wird in dem neuen Bande der Erinnerungen berichtet, und zwar in einer Art, die weit über das gewöhnliche Maß der Berichterstattung hinausgeht. Dramatisch spannende Abenteuer und kühn überwundene Fährlichkeiten, Begegnungen mit allen in der Kolonialgeschichte berühmt gewordenen Persönlichkeiten sind fast nur der selbstdarstellende Umriss. Das Wesentliche und Unnachahmliche dieser Aufzeichnungen ist aber die meisterliche Art der Erzählung, die erleben läßt, wie sich politisches Geschehen, Machtkampf und Aufstreben der Völker verwirklicht in der Tatkräft, dem Opfermuß und der Entschlossenheit einzelner führender Persönlichkeiten. Darum sind diese Erinnerungen weit mehr als ein Taschenbericht, sie sind ein Blick gleichsam in das Herz der großen Politik, der überdies Einsichten und Erkenntnisse vermittelt, die gerade heute, da Deutschland erneut sein Recht auf Kolonien anmeldet, von höchster Bedeutung sind.

Hans Reiser: „Einer ging in die Wildnis.“ (Paul List Verlag, Leipzig.)

Jahre hindurch konnte Hans Reiser seinen Freunden als verschollen gelten. Man erinnerte sich zuweilen noch seiner Absicht, der zivilisierten Welt den Rücken zu kehren und in der unberührten Wildnis südamerikanischer Wälder zu den Ursprüngen zurückzufinden. Immer spärlicher Kunde gelangte in die Heimat, die Jahre verstrichen, und man vergaß. — Unterdessen kämpfte sich der wagemutige Münchner, entsagend und entbehrend und nur vom Triebe des Wanderns und Erlebens besessen, über unermüdliche Strecken des südamerikanischen Kontinents zu den Quellflüssen des Amazonas hinauf, baute im menschenleeren Dickicht des tropischen Urwaldes seine Hütte. Und nun berichtet der in die Heimat Zurückgekehrte, von ihr Zurückverfenes, in einem inhaltsreichen Buch. Eine Reisebeschreibung also, ein Buch der Abenteuer? Weit mehr als das. Denn Reiser bleibt nicht an der Oberfläche dieser fremdartigen Welt und ihren Erscheinungsformen haften, er durchdringt sie, wird eins mit ihnen und spricht in ihrer Sprache. Einsamkeit und Naturtiefe vereihen ihm die Heilsicht des Primitiven, aber sie verleihen ihm auch dessen Demut und heilige Scheu vor der Größe unlösbarer Rätsel. Aus der Schönung selbst, aus der fruchtspenden Erde, aus der Berührung mit Pflanzen und Tieren quillt ihm ewige, unveränderliche Weisheit. — Nein, es ist kein Buch photographischer Wiedergabe, kein Buch der kalten Beobachtung, der Virtusität und Überheblichkeit. Es ist die Offenbarung des ersten Menschen. So sah dieser die Welt, und so sprach er mit seinem Gott.

A. Wisbeck

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

mit den amtlichen Nachrichten des Reichsverbandes Deutscher Sportfischer soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½ jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREI-SPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**
Fischerel-Buch- u. Kunsthändlung
München, NW 2, Karistraße Nr. 44
Tel. 59 61 60



Bei etwaigen Bestellungen bitte man auf die Münchner „Jugend“ Bezug zu nehmen.

DIE FOTO-SEITE



Wir lernen vom Tonfilm

Wir Foto-Amateure gehen mit ganz anderen Augen ins Kino, wie das der Foto-Alphabet tut. Selbstverständlich lachen auch wir über eine echte Komik und wissen wie die Besonderheiten in wirklich gelungener Darstellung bestimmter Handlungen zu schätzen. Aber unser Wertmaßstab wird darüber hinaus noch erweitert; wir urteilen auch nach der fotografischen Seite oder besser: wir sollten es tun!

Denn da können wir allerlei lernen. Wir stellen fest, wie der Kameramann das Gegenlicht zu frischer Darstellung ausnutzt, wie er bei Schneeraufnahmen das streifende Licht bevorzugt, um Spitzlichter herauszuholen und das Stäuben des Schnees zum Ausdruck zu bringen, und wie er alle Möglichkeiten des Kunstlichts zu Hülfe nimmt, sich in der Beleuchtungswahl einzelnen inhaltlichen Momenten anzupassen. Und gerade diese gestalterischen Belange des Kunstlichts liegen uns besonders nahe, weil wir ja selbst jetzt mitten in der Kunstlichtzeit drinstecken.

Ein Einwand, der selbstverständlich kommen wird und muß: Was nutzen die schönsten Feststellungen, wenn die Kinoleute über alle möglichen Lichtquellen ganz nach Wunsch verfügen? Ganz sicher fehlt es hier an solchen Hilfsmitteln nicht. Aber wir müssen

weiter gehen; wir sind ja nicht an Belichtungszeiten von $\frac{1}{10}$ Sekunde gebunden, wie sie der Tonfilm mit seinen 24 Aufnahmen pro Sekunde benötigt, sondern können wesentlich länger belichten. Und so bleibt die Feststellung, daß wir eine Hauptrichtung der Beleuchtung und Nebenrichtungen zum Aufhellen finden, auch für uns wegweisend. Denn das können wir mit einer oder zwei Nitraphotlampen und geeigneten Reflexschirmen ebenso gut erzielen.

Weiter finden wir Gelegenheit zu beobachten, wie durch Wahl einer geeigneten Perspektive Klarheit in der motivlichen Erfassung erzielt wird. Kulturfilme vermitteln oft ein gutes Bild vom Wesen der Heimatfotografie, wo man aus einzelnen Bausteinen das Ganze erfäßt. Und für den Kinonutzer lohnt es sich in Sonderheit, auf die Bewegungsanomalie, auf den Bildwechsel und Bildschritt zu achten.

Gedanken über das Farbenfoto

Die Erfindungen auf dem Gebiete der Farbenfotografie sind inzwischen vorangegangen und vor allem so weit gediehen, daß die Qualität hinsichtlich der Farbwiedergabe restlos vollwertig ist. Wir besitzen nicht allein Methoden für das farbige Einzelbild, sondern insbesondere auch für den

Farben-Tonfilm. Einzelne Proben wurden inzwischen hier und da bereits der Öffentlichkeit vorgeführt.

Nicht zu Unrecht erwartet man heute von Farben-Tonfilm aus einer Umstellung hinsichtlich der Auffassung des fotografischen Bildes überhaupt. Aber man darf nicht verallgemeinern; man darf nicht sagen, daß in der Zukunft ausschließlich das farbige Bild ein Recht besitzt. Vielmehr werden Farben- und Schwarz-Weiß-Bild nebeneinander bestehen und jede beider Formen wird ihren besonderen Bereich haben.

Denn wir wollen uns darüber klar sein, daß auch die Anwendung des Farbenfotos seine Grenze hat. Maßgebend ist ja nicht allein, daß wir ein Bild wegen seiner Farbe schneller und leichter erfassen als das in Helligkeiten übersetzte Schwarz-Weiß-Foto. Denn ein Farbenfoto kann erst dann Berechtigung haben, wenn motivlich und gestalterisch alle Voraussetzungen gegeben sind, um die Farbe als solche zu rechtfertigen.

Es darf also nicht gesagt werden, daß ein Schwarz-Weiß-Bild in Zukunft durch das Farbenfoto verdrängt wird. Die Ausdrucksmöglichkeiten im Schwarz-Weiß-Bild sind auf seinem Gebiete nicht durch ein anderes Verfahren zu ersetzen. Immer werden wir hier ein Vorherrschen elementarer Inhalte antreffen, die aber gerade auf Grund dieser Eigenschaft so besonders packen. Diese elementaren Momente müssen im Farbenbild zurückbleiben, weil hier der optische Eindruck alles überwiegt.

Die Farbe ist zweifellos das Primäre, welches den Menschen fesselt. Je oberflächlicher er denkt, je mehr er auf Entspannung ohne tiefes inneres Mitgehen eingestellt ist, desto mehr reagiert er auf Farbeizie. Indem wir die Farbenfotografie so benutzen, damit eine spontane und bejahende Reaktion bei der Bildbetrachtung erfolgt, dürfen wir uns nicht allein von diesen Umständen leiten lassen, sondern wir müssen bemüht sein, auch die besonderen gestalterischen Faktoren zu berücksichtigen, die dem Farbenbild Wert geben. Das Farbenfoto bleibt also zunächst eine Komposition auf optischer Grundlage, bei der die Harmonie der Farben das Ganze trägt. Das Schwarz-Weiß-Foto ist mehr abstrakt, indem es auf Grund von Licht, Linie und Gestalt ein tieferes Einflußfeld fordert.

Um auf dem Gebiete der Farbenfotografie Vollkommenes zu leisten, wird man sich einleben und einfühlen müssen in die Besonderheiten dieser Ausdrucksform. Und erst Erfahrungen werden hier den richtigen Weg bringen. Doch von einer Vorherrschaft wird man nicht sprechen dürfen. Vielmehr bleibt jedes in seinem Rahmen. gi—t

Lest die Fotowelt

Vierteljähriges Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Die neue Amme

Houbert



„Gedeihen wird er wohl — doch nicht zum Heil der Welt“.